

Anne Sanders



GRATIS
LESEPROBE

Sommer in St. Ives

Roman

blanvalet



Die Reise

© Jan Frommel



Anne Sanders lebt in München und arbeitet als Autorin und Journalistin. Zu schreiben begann sie bei der *Süddeutschen Zeitung*. Als Schriftstellerin veröffentlichte sie unter anderem Namen bereits erfolgreich Romane für jugendliche Leser.



Mein Großvater hat immer gesagt, man muss im Leben dicke Bretter bohren. Was auf die Kette kriegen. Den Mattes in der Reihe haben. Und so weiter und so fort. Mein Großvater hatte immer einen Spruch auf den Lippen. In jeder Lebenslage.

Ich weiß, warum ich ausgerechnet jetzt daran denke, denn heute, auf den Tag genau vor einem Jahr, ist mein Großvater gestorben. Und gerade jetzt, in diesem Augenblick, wünsche ich ihn mir herbei, damit er meiner Schwester Lynda eine seiner schlauen Weisheiten um die Ohren haut, in der Hoffnung, sie möge endlich aufhören mit dem Genöle.

»Ich dürfte gar nicht hier sein«, sagt sie gerade. »Keine Ahnung, wie sie das Projekt ohne mich beenden wollen. Zu guter Letzt bin ich noch meinen Job los wegen dieser ... dieser *Familienzusammenführung* am Ende der Welt.«

»Cornwall«, murmele ich.

»Von mir aus Honolulu«, sagt Lynda.

Das Flugzeug macht einen dieser kleinen Holperer, und ich klammere mich an den Armlehnen meines Mittelsitzes fest. Fliegen allein ist schlimm. Fliegen mit Lynda ist Horror.

Ich drehe den Kopf nach rechts, wo mein Bruder Luca sitzt und in sein Notizbuch skribbelt. Lynda schimpft nach wie vor mit niemandem im Besonderen, und ich versuche, ihre Stimme so weit wie möglich auszublenden.

»Ist dir klar«, fragt Luca, »dass jährlich mehr Menschen durch Esel sterben als durch Flugzeugabstürze?«

Ich wundere mich nicht über diesen Satz. Es ist, als hätte mein Bruder ein Lexikon verschluckt, voller morbider, unnützem Wissen und hanebüchenem Quatsch.

Mein Blick fällt auf die Zeichnung, die er gerade bearbeitet. Das Bild ist düster, voller dicker, schwarzer Striche, und es zeigt einen Airbus, der in rasendem Tempo vom Himmel stürzt. Aus dem klaffenden Loch, das womöglich einmal die Tür gewesen ist, werden Menschen in die Tiefe gerissen, Männer, Frauen, Kinder auf Eseln – und mitten drin unsere Schwester, vom akkuraten Pagenschnitt über die faltenfreie Bluse bis hin zum Bleistiftrock perfekt getroffen. Sie hat den Mund weit aufgerissen. Sie könnte schreien oder aber einfach nur lamentieren, wie sie es seit knapp anderthalb Stunden tut, seit wir in dieses Flugzeug gestiegen sind. Ihr Gesicht ist zu einer grässlichen, flatternden Maske verzogen, und ich beiße mir auf die Unterlippe, um nicht laut loszulachen.

Luca sieht auf, und wir grinsen uns an.

»So talentiert«, flüstere ich, und er zwinkert mir zu, bevor er sich wieder seiner Zeichnung widmet.

Ich liebe meinen Bruder. Sehr. Er ist siebzehn, hat einen

Hang zu morbider Kunst und eben diesen unnötigen Unsinnigkeiten und ist ansonsten der unkomplizierteste Mensch, den ich kenne. Ich bin froh, dass er Teil meiner Familie ist. Wäre er es nicht, müsste ich die kommenden sechs Wochen allein mit Lynda, meinen Eltern und meiner Großmutter verbringen.

Sechs Wochen.

Allein.

»Lola, würdest du bitte antworten?« Lynda peikt mit ihrem manikürten Fingernagel auf meiner Schulter herum, und ich blinzele mich aus meinen Gedanken. »Der Steward hat dich etwas gefragt.«

Ich blicke von meiner Schwester zu dem Flugbegleiter, der betont geduldig auf meine Bestellung wartet. »Cola«, sage ich, während ich mich aufrechter hinsetze, »light« ergänzt meine Schwester sofort. Noch während ich den Mund öffne, um zu protestieren, überlege ich es mir anders. Heute ist der erste von insgesamt zweihundvierzig Tagen, an denen ich mit meiner Schwester streiten kann – über vermeintlich wichtigere Dinge als ein Kaltgetränk mit Zuckeraustauschstoff.

Ich öffne die Minidose und nehme einen Schluck. Lynda nippt an ihrem Wasser, während mein Vater in der Reihe vor uns die Getränke bezahlt.

Die Sache ist die: Wir sind nicht freiwillig hier. Wir sind hier, weil meine Großmutter Elvira ihren Sommer dieses Jahr in England zu verbringen gedenkt, in St. Ives, um genau

zu sein, an der cornischen Küste, und zwar mit der gesamten Familie. Warum? Nun, das ist eine interessante Frage.

»Ich würde es nur gern verstehen«, sagt Lynda, als hätte sie meine Gedanken gehört.

Ich schließe die Augen.

»Wie kann man von fünf erwachsenen Menschen verlangen, dass sie sich sechs Wochen am Stück freinehmen, um in einem Fischerkaff am Meer festzusitzen, wo es vermutlich nicht einmal Internet gibt?«

»Wie kann man siebzehn Mal hintereinander die gleiche Frage stellen?«, murmelt Luca in seinen Kaffee.

Lynda beugt sich nach vorn. »Wirklich, Mutter, für Luca ist das einfach, er geht noch zur Schule, und Lola mit ihrem ..., ihrem *Studium* ...«

Ich öffne zumindest ein Auge wieder.

»... aber ich habe Verpflichtungen, Mutter! Nicht nur der Firma, auch Tobi gegenüber! Mein ganzer Jahresurlaub geht flöten. Und was soll Tobi bitte machen?«

Ich unterdrücke ein Stöhnen. *Flöten gehen?* Lieber Himmel, meine Schwester ist neunundzwanzig Jahre alt und klingt wie eine Sekretärin kurz vor der Verrentung. Manchmal stelle ich mir vor, wie sie aus einer Zeitmaschine auf uns zugetrippelt kommt, *schnurstracks* aus den Sechzigerjahren. Sie trägt ein himmelblaues Kostüm, eine hellblonde Hochsteckfrisur und hat einen Typen am Arm, der aussieht wie Tobi und sich benimmt wie Don Draper in »Mad Men«.

Der Zufall hat sie in unsere Familie gebeamt.
Oder auch nicht.

Meine Mutter hebt ihre Schlafbrille an, schiebt sie sich auf die Stirn und prüft mit zwei Handgriffen, ob ihre Frisur noch sitzt. Der Apfel fällt nicht weit vom Birnbaum, würde mein Großvater wohl sagen.

»Lynda, Schatz«, beginnt sie, »ich weiß, das war schwierig für dich, für *uns alle* war es überaus schwierig, und *wir alle* sind überglücklich, dass es am Ende doch noch geklappt hat. Nun entspann dich ein bisschen. Die Seeluft wird *uns allen* guttun.«

Ich sehe meinen Bruder an, und der rollt mit den Augen. Ziemlich sicher fragt er sich in diesem Moment das Gleiche wie ich: Wer benötigt a) eine Schlafbrille für einen zweistündigen Flug am Vormittag, und wie haben wir es b) geschafft, in einer Familie wie dieser aufzuwachsen und dabei normal zu bleiben? Einigermaßen zumindest?

Womöglich hat unser Vater uns vor Schlimmerem bewahrt. Das allerdings muss zu einer Zeit gewesen sein, als man noch mehr von ihm hörte. Im Augenblick spricht er nicht viel, zumindest nicht, wenn meine Mutter dabei ist, was wiederum damit zusammenhängen könnte, dass die kaum etwas lieber tut. Außer Staubwischen vielleicht.

Herrje, was für ein Klischee! Aber ich kann nichts dafür, genauso ist es. Meine Eltern sind seit dreißig Jahren verheiratet und passen so gut wie gar nicht zusammen.

Dagegen passt Lynda hervorragend zu Tobi, mit dem

sie seit gefühlten zwei Jahrhunderten verlobt ist. Er ist Unternehmensberater wie sie, spielt Tennis wie sie, bügelt seine Unterwäsche wie ...

Ach, ich weiß nicht. Bestimmt ist es falsch, sich über die Beziehungen anderer herzumachen. Ist ja nicht so, als hätte ich es mit meinen sechsundzwanzig Jahren schon zu irgend etwas gebracht. In irgendeiner Hinsicht.

Mit einem *Pling* leuchten die Anschnallzeichen über unseren Köpfen auf, und der Kapitän macht mit knisternder Stimme darauf aufmerksam, dass wir in zwanzig Minuten in London landen werden. Mein Vater klappt sein Buch zu.

»Es ist nun mal Großmutters Herzenswunsch«, sagt meine Mutter, an ihn gerichtet. »Sie hat doch niemanden mehr seit Großvaters Tod.« Als hätte er das angezweifelt. Mein Vater tätschelt die Hand meiner Mutter und sieht aus dem Fenster.

Es ist strahlend blau da draußen, ein klarer, aufgeweckter Tag. Irgendwo unter uns wartet meine Großmutter auf ihre Familie, in einem alten Haus über der Küste.

Im Gegensatz zu allen anderen habe ich nie hinterfragt, weshalb sie uns alle ausgerechnet hier, ausgerechnet jetzt um sich versammeln will, und das war vermutlich leichtsinnig von mir. Deine Großmutter hat den Pfiff raus, pflegte mein Großvater zu sagen, und ich will es einmal so formulieren: Er hatte recht.

Der Weg nach Cornwall ist weit, selbst wenn man sich bereits in England befindet. Von London aus an die 490 Kilometer, die man entweder mit dem Auto oder mit dem Zug oder mit einer kleinen Inlandmaschine zurücklegt, was wiederum einen Aufenthalt von mehreren Stunden erfordert, der – verbringt man ihn mit seiner eher disharmonischen Familie – schnell mal zur nervlichen Zerreißprobe werden kann. Weshalb ich den iPod in meiner Tasche lauter drehe und mir die Kopfhörer fester in die Ohren drücke. Zeit für ein bisschen mehr Musik und ein bisschen weniger Gebrabbel.

Ich sehe, wie sich die Münder meiner Schwester und meiner Mutter weiter bewegen, während ich es mir auf der Plastikbank ihnen gegenüber bequem mache. Ich weiß, was sie sich erzählen, dafür muss ich nicht einmal Lippen lesen können, ich habe ihnen lange genug zugehört.

Mama: Diese Schlieren auf dem Fußboden bekommen sie nie wieder weg. Nicht einmal mit dem Schmutzradierer.

Lynda: Ich weiß ehrlich nicht, diese Briten. Ich meine, gibt es hier irgend etwas zu essen unter 500 Kalorien?

In einem zumindest hat meine Schwester recht – es ist eine Reise ans Ende der Welt. Vor vier Stunden sind wir in Heathrow gelandet, einmal um die Stadt gejagt und schließlich am Flughafen Gatwick angekommen. Noch zwei weitere Stunden, dann hebt die Maschine nach Newquay ab, von wo aus wir mit dem Taxi nach St. Ives weiterfahren werden, das circa eine Stunde entfernt liegt.

Wir sind seit Mittag unterwegs und werden nicht vor 22 Uhr bei meiner Großmutter ankommen.

Ich frage mich, wie sie diese Reise allein bewältigen konnte, wobei – nein, das frage ich mich eigentlich nicht. Immerhin geht es hier um Großmutter: resolut wie ein Feldwebel und zäh wie ein Marshmallow. Vor einer Woche ist sie nach England geflogen, um *Vorbereitungen* zu treffen, wie sie erklärte, *Vorbereitungen* für ... Ja, wie schon gesagt, das wüssten hier alle gern. Dass sie es immer noch nicht herausgefunden haben, sagt viel darüber aus, wie diese Familie funktioniert: nicht wirklich famos.

»Huch!« Ich zucke zusammen, als mein Bruder mir den Kopfhörerstöpsel aus dem Ohr reißt und »Hast du Hunger?« hineinbrüllt.

»Jesus, Luca«, raunze ich ihn an.

»Ich bin nur höflich«, raunzt er zurück. Er hält mir eine dieser dreieckigen Plastikschachteln unter die Nase, in denen je zwei labbrige Toasthälften mit fragwürdigem Aufstrich stecken. Aaaah, ich liebe Junkfood! Und ich habe Hunger!

Mit der einen Hand nehme ich Luca das Sandwich aus der Hand, mit der anderen bringe ich meinen iPod zum Schweigen, und sofort weht die nörgelnde Stimme meiner Schwester zu uns herüber. Ich höre »leere Kohlenhydrate«, »fettige Schmiere«, »frühzeitige Hautalterung« und beiße schnell in mein Brot. Lynda öffnet ihre Handtasche und fischt eine Tupperdose heraus.

»Karotten?«, rät Luca.

Ich schüttele den Kopf. »Zu viel Zucker.«

Mein Bruder sieht mich an, als hätte ich den Verstand verloren, und ich zucke mit den Schultern.

»Was soll ich machen, sie hält mir Vorträge, wann immer ich sie treffe«, rechtfertige ich mich.

»Du solltest weniger Zeit mit ihr verbringen.«

»So wie du? Sie ist auch deine Schwester.«

»Erzählt man sich«, murmelt Luca.

Wir kauen schweigend auf unseren Broten, während Lynda Selleriestangen in einen Joghurt dippt.

Es ist nicht wahr, dass ich viel Zeit mit meiner Schwester verbringe, im Gegenteil. Wir leben alle in einer Stadt, schaffen es aber trotzdem, uns weitläufig aus dem Weg zu gehen. Luca wohnt noch in unserem Elternhaus und zieht sich meist ins Dachgeschoss zurück, zu dem er unserer Mutter schon seit vier Jahren den Zutritt verweigert. Lynda hat mit Tobi ein schmuckes Eine-Million-Dollar-Loft am Rande des Westends bezogen. Ich teile mir mit meiner besten Freundin Mia eine Wohnung in Haidhausen. München ist nicht sehr groß, doch groß genug für die, die sich meiden.

»Warum, glaubst du, macht sie das?«, fragt Luca.

»Wer? Was?«

»Großmutter Elvira. Warum will sie, dass wir alle den Sommer in England verbringen?« Luca öffnet eine Dose Cola und reicht sie mir. »Sie war sonst nie versessen darauf, Familie um sich zu scharen.«

Ich seufze. »Ich habe wirklich keine Ahnung«, sage ich und nehme einen Schluck. »Ich weiß auch nur das, was Mama uns erklärt hat: Als junges Mädchen war Großmutter zu Gast in dem Haus über der Küste, in dem wir auch wohnen werden.« Ich überlege einen Augenblick. »Vielleicht ist sie sentimental geworden, jetzt, wo Großvater nicht mehr da ist.«

»Ich weiß nicht«, sagt Luca. »Ich meine, Mama tut so, als würde bald Großmutters letztes Stündlein schlagen, weshalb wir ihr unbedingt diesen einen Wunsch erfüllen sollten – dabei ist sie zäh wie eine Schuhsohle.«

Ich nicke. As I said.

»Und sie kann Lynda nicht leiden«, fährt Luca fort.

»Sag so etwas nicht«, befiehle ich.

»Du weißt genau, dass es stimmt. Großmutter mag selbst Mama nicht sonderlich, und die ist ihre eigene Tochter.«

Ich seufze wieder. »Es ist nicht so, dass hier irgendjemand irgendjemanden nicht leiden kann«, murmle ich, »sie haben eben ein etwas ... außergewöhnliches Verhältnis zueinander.«

Eine Weile kaut mein Bruder stumm. »Warum«, fragt er dann, »sollte sie uns alle nach England einladen, um den Sommer mit Leuten zu verbringen, von denen sie die Hälfte nicht ausstehen kann?«

Ich schlage ihm auf den Hinterkopf. »Schluss damit«, ordne ich an. »Blut ist dicker als Wasser, klar?« Ich bin Großvaters Enkelin, nichtsdestotrotz.

»Heute vor einem Jahr ist er gestorben«, sagt Luca.

»Ich weiß«, antworte ich.

»Sie hat auf den Tag genau ein Jahr gewartet«, fährt er fort.

»Womit?«, frage ich verwirrt.

»Keine Ahnung.«

Ich verdrehe die Augen. »Wie wäre es, wenn du deine Verschwörungstheorien auf deine Comics beschränktest, mhmm?«

Er zuckt mit den Schultern. »Sag hinterher nicht, ich hätte dich nicht gewarnt«, erklärt er, während er in seiner Umhängetasche kramt und sein Notizbuch hervorholte. Er schlägt es auf, zückt den Stift und richtet seinen Blick auf Lynda.

»Dich möchte ich nicht zum Feind haben«, murmle ich, während sein Bleistift über das Papier kratzt. So allmählich tut mir meine Schwester leid. Ich hoffe, sie kommt niemals auf die Idee, einen Blick auf Lucas Zeichnungen zu werfen.

»Darüber musst du dir keine Sorgen machen, big Sis.« Mein Bruder grinst mich an.

Ich stöpsle die Kopfhörer zurück in meine Ohren, lehne mich zurück und drücke auf Play.

Als wir in St. Ives aus dem Taxi steigen, regnet es in Strömen. Es schüttet geradezu, und zwar so sehr, dass es sich anfühlt, als hätte mir jemand einen Eimer kaltes Wasser

über den Kopf gekippt. Ich klettere aus dem Taxi und bin auf der Stelle durchnässt. Zumaldest dürften nun alle wieder wach sein.

»Ach, du lieber Himmel!«, kreischt meine Mutter neben mir, und Lynda stößt kleine, quiekende Schreie aus. Beide kramen wie besessen in ihren Handtaschen – nach Schirmen vermutlich –, während mein Vater und mein Bruder in stoischer Gelassenheit unsere Gepäckstücke aus dem Kofferraum hieven. Ich ziehe mir den Kragen meiner Jacke über den Kopf und blinze durch den Regenschleier.

Das Taxi hat vor einem schmiedeeisernen Tor gehalten, so viel kann ich im Lichtkegel der Scheinwerfer erkennen, und dahinter schlängelt sich ein Schotterweg einen Hügel hinauf. Er ist breit genug für ein Auto, doch das Tor ist verschlossen und der Taxifahrer bereits dabei, seinen Wagen zu wenden. Ich mache einen Schritt nach vorn und drücke die Klinke des Fußgängereingangs hinunter.

Es ist erstaunlich, wie laut der Regen prasselt. Unsere Schuhsohlen auf dem Kies sind kaum zu hören, als wir unser Gepäck den Hang hinaufzerren. Ich zähle 123 Schritte, bis ein Gebäude in Sicht kommt, dann halte ich den Atem an: Das Haus ist groß, *riesig*, und seine almodischen Fenster strahlen hell erleuchtet in die Nacht. Durch den glitzernden Vorhang aus Regen sehe ich meine Großmutter – sie steht im Türrahmen, aufrecht und erhaben, und malt einen schwarzen Schatten auf den halbrunden Vorplatz.

Irgendetwas an dieser Szenerie verursacht mir eine

Gänsehaut, und ich frage mich, ob mein Bruder am Ende vielleicht recht behalten wird.

Wir sind nicht ohne Grund hier. Wir alle nicht. Und ganz sicher ist niemand hier aus den Gründen, aus denen er glaubt, hier zu sein.

2

Die Ankunft

»Lola.« Meine Großmutter haucht mir einen Luftkuss auf die Wange, als ich eine halbe Stunde später geduscht, mit noch nassen Haaren, aber in trockenen Klamotten in das Esszimmer trete.

»Großmutter«, antworte ich und umarme sie schnell. Meine Großmutter ist keine Freundin übertriebener Körperlichkeit. Meine Großmutter ist auch keine Freundin der Anrede *Oma*, doch als sie uns Kindern vor einigen Jahren vorschlug, wir sollten sie Elvira nennen, regte meine Mutter sich dermaßen auf, dass wir fürchteten, sie bekäme einen Herzinfarkt.

Großmutter also. Mit gebührendem Abstand und Respekt, denn Elvira Abendroth ist niemand, auf dessen Schoß man sich kuschelt oder an dessen Schulter man sich

lehnt. Dieser Teil großelterlicher Pflichten war schon immer meinem Großvater vorbehalten, und der erfüllte seine Aufgabe mit hingebungsvollem Engagement. Großmutter dagegen ... Sie ist eher die Frau, die dir den Daumen in den unteren Rücken presst, um einen aufrechten Gang zu forcieren.

»Hast du den Föhn nicht gefunden?«, ist das Erste, das sie zu mir sagt.

Ich streiche mir eine nasse Haarsträhne hinters Ohr.
»Ich, ähm ...«

»Ich weiß nicht, ob das Wort *Föhn* in Lolas Wortschatz zu finden ist, Großmutter, ebenso wie das Wort *Kamm*. Ihre Haare sehen jedenfalls immer so aus, als hätte sie gleich nach dem Waschen darauf geschlafen.«

Ich funkle meine Schwester an, die um den ovalen Ess-tisch herumtänzelt und Unterteller und Tassen darauf verteilt.

»Es kann nicht jeder so fieberhaft darauf bedacht sein, herumzulaufen wie Jackie Kennedy«, sage ich. »Wobei die sicherlich auch schon eine *Bürste* benutzt hat.« Ich kneife die Augen zusammen und betrachte Lynda genauer. »Ist das ein einteiliger Jogginganzug?«, frage ich schließlich.

»Ein Jumpsuit.«

Meine Großmutter seufzt. »Setzt euch doch bitte«, sagt sie. »Ich bin sofort wieder da.« Sie verschwindet durch eine schmale Tür neben der Anrichte, die eventuell in die Küche führt, und zum ersten Mal sehe ich mich bewusst

in dem Zimmer um: Der großzügige, glänzende Tisch dominiert den Raum, mindestens zehn Stühle sind um ihn herum platziert, ein Durchgang gibt den Blick auf das Wohnzimmer frei, das mit seinen geblümten Tischlämpchen und den weißen Korbmöbeln auf einer Fotostrecke in *Schöner Wohnen* abgebildet sein könnte.

Ich weiß nicht, was ich erwartet habe. Irgendetwas Cottageähnliches vermutlich. Ein kleines, hutzeliges Häuschen mit groben Steinwänden und offenen Feuerstellen und keine viktorianische Villa, in der sich Scarlett O'Hara zu Hause gefühlt hätte. Das Zimmer, das mir Großmutter zugewiesen hat, nimmt fast die Hälfte des Dachgeschosses ein, hat ein eigenes Bad und einen begehbaren Kleiderschrank, der kaum kleiner ist als das Zimmer in meiner WG.

»Hey, gibts was zu essen?« Luca stürmt durch die Tür und lässt sich auf einen der Stühle fallen.

»Du weißt, dass du so spät nichts mehr zu dir nehmen solltest«, erklärt meine Schwester.

»Was willst du von mir, wir haben eine Stunde gewonnen.« Er legt den Kopf schief. »Ist das ein einteiliger Jogginganzug?«

»Ein Jumpsuit«, sage ich.

»Okaaaaay«, macht Luca.

»Dir ist klar«, fährt meine Schwester fort, »dass der Strom an Insulin, der unerschütterlich in dein Blut geleitet wird, die Fettverbrennung über Nacht eindämmt?«

Mein schlaksiger Bruder starrt Lynda an, als turne sie in einem Pandabärenpelz vor ihm herum.

»Diese Masse an Kohlenhydraten«, wiederholt meine Schwester für die Dummies unter uns, »die du den ganzen Tag in dich hineinstopfst, wird dich eines Tages umbringen.«

»Wer will sich umbringen?« Meine Eltern betreten den Raum, und mein Vater blickt ratlos von einem zum anderen. Unhörbar seufze ich, das aber schwer.

Sechs. Wochen.

Ich überlege, ob es jemandem auffallen würde, wenn ich einfach Tag und Nacht Kopfhörer tragen oder mich in einem Buch vergraben würde. Wenn mich meine Mutter und meine Schwester etwas gelehrt haben, dann, wie man erfolgreich seine Umgebung ausblendet. Oder vielleicht habe ich mir das auch bei meinem Vater abgeschaut.

Ich werfe ihm einen verständnisvollen Blick zu, als ich lautes Klappern aus der Küche höre, gefolgt von einem Klinnen und Stimmengemurmel.

»Ich gehe schon«, sage ich, dankbar für die Fluchtmöglichkeit, springe auf und stürme auf die Tür zu, durch die meine Großmutter verschwunden ist.

»Kann ich dir helfen?«, frage ich noch auf der Schwelle. Binnen einer Sekunde habe ich den Raum überblickt und die Bewegungen darin wahrgenommen: Meine Großmutter, die sich neben der Kochinsel nach einer Pfanne bückt, die gelben Wände mit der Gänseblümchenbordüre,

die weißen, glänzenden Schränke und hinten rechts eine Tür, die sich langsam ins Schloss drückt. »Wer war das?«, frage ich.

Meine Großmutter richtet sich auf und hängt die Pfanne an ihren Haken. »Wer war wer?«, fragt sie.

Ich runzle die Stirn. »Ich dachte, ich hätte Stimmen gehört?«

Sie zieht eine Augenbraue hoch, als hielte sie es für mehr als bedenklich, dass ich Stimmen höre, die offenbar nur in meinem Kopf existieren. Mein Blick huscht zu der Tür, von der ich annehme, dass sie nach draußen führt, in den Garten.

»Die Tür«, beginne ich, »irgendwie hatte ich den Eindruck ...«, doch meine Großmutter unterbricht mich.

»Ah, die Katze vermutlich«, sagt sie mit einem flüchtigen Blick über die Schulter. »Hier läuft so ein Streuner herum, bestimmt hat er sich wieder hereingeschlichen.«

Wohl eher hinaus, denke ich.

»Hier.« Meine Großmutter drückt mir eine Platte mit runden, dünnen Keksen in die Hand. »Stell die bitte auf den Tisch, ich komme gleich mit dem Tee.«

Sie schiebt mich aus der Küche und schließt die Tür hinter mir. Es kommt mir ein klein wenig wie ein Rauswurf vor.

»Endlich«, ruft Luca, nimmt mir den Teller aus der Hand und stellt ihn vor sich auf den Tisch. Ich setze mich auf den Stuhl neben ihm.

»Hast du das eben auch gehört?«, frage ich.

»Hm?« Er greift sich einen der Kekse.

»Die Stimmen?«

Er sieht mich stirnrunzelnd an. »Stimmen? Ernsthaft, Lola?«

Ich versetze seiner Schulter einen Schubs. »Ernsthaft, ja, da war jemand in der Küche.«

»Wer?«

»Ich weiß nicht, ich habe nur noch gesehen, wie die Tür nach draußen ins Schloss fiel. Wenn es von uns niemand war, muss noch ...«

»Wer möchte Tee?« Meine Großmutter steht hinter mir, die Kanne in der Hand, den Blick auf mich gerichtet. »Lola, Darling, schenkst du uns ein?«

Ich tue, worum sie mich bittet, doch mein Herz schlägt auf einmal schneller. Und ich wundere mich darüber, während freundlich Nichtigkeiten ausgetauscht werden über den Flug, die Taxifahrt, den Regen, über zuhause und die Möglichkeiten in St. Ives, während das Aroma des Tees in meine Nase steigt und mir bewusst wird, dass es in England zwar erst halb zehn sein mag, meine innere Uhr aber eine Stunde später anzeigt und ich wirklich hundemüde bin.

Da war jemand in der Küche. Ich bin doch nicht verrückt.

»Lola, hast du gehört?«

»Wie?« Ich hebe den Kopf und blicke in zehn Augenpaare, die auf mich gerichtet sind.

»Wir sagten gerade, dass wir den Abend für heute besser beschließen«, erklärt meine Mutter.

»Meine Güte, kannst du einmal mit deinen Gedanken im Hier und Jetzt bleiben?«, fragt Lynda.

Mein Vater lächelt mich an, meine Großmutter starrt mir Löcher in die Stirn, ich nehme meine Tasse, und wir gehen nach oben.

»Gute Nacht, John-Boy«, sagt mein Bruder, wuschelt durch meine Haare und verschwindet in seinem Zimmer.

Ich lege mich ins Bett und höre dem Regen zu.

Dieses Haus. Und diese Aussicht.

Als ich am Morgen aus dem Fenster sehe, bleibt mir beinahe die Luft weg: Der Regen hat aufgehört und einem klaren, blauen Himmel Platz gemacht, und dort unten, am Fuße des Hügels, auf dem das Haus thront, glitzert die Meeresoberfläche in der Sonne, und Boote schaukeln in dem kleinen Hafenbecken, an das sich schnuckelige Häuser schmiegen und ein feiner, weißer Sandstrand. St. Ives offenbar. Was für ein Anblick.

Lesen Sie weiter ...



Anne Sanders
Sommer in St. Ives
Übersetzt von Susanne Dahmann
Roman. 416 Seiten
€ 14,99 [D] / € 15,50 [A] / 20,50 CHF*
(*empf. VK-Preis)
ISBN 978-3-7645-0546-2



Auch als E-Book erhältlich.
ISBN 978-3-641-18708-8

Ab **24.05.2016** überall,
wo es Bücher gibt.

© der Originalausgabe 2016 by Blanvalet Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Gestaltung: © Minkmar Werbeagentur, München, www.minkmar.de
Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de
Umschlagbild © Emma Lee, plainpicture/Narratives

Weitere Informationen zum Buch finden Sie auf www.blanvalet.de
Besuchen Sie uns auch auf

Herzerwärmend,
charmant - einfach zum
Verlieben!



Roman. 416 Seiten
€ 9,99 [D] / € 10,30 [A] / 13,90 CHF*
ISBN 978-3-7341-0191-5
(*empf. VK-Preis)

Alte *Liebe*. Neues *Glück* Und ein verrückter *Sommer* in Cornwall ...

Lola Lessing stehen turbulente Wochen bevor:
Gemeinsam mit ihren Eltern und ihren Geschwistern
reist die junge Frau nach Cornwall, um ihrer
Großmutter Elvira einen letzten Wunsch zu erfüllen.
Denn Elvira möchte ihre Lieben noch einmal um
sich haben, und zwar in dem charmanten Fischerdorf
St. Ives, wosie den glücklichsten Sommer ihres
Lebens verbrachte. Niemand ahnt, dass Elvira hier einst
ihre große Liebe gefunden hatte – und dass die
ganze Familie kurz davor steht, in Elviras geheimnisvolle
Vergangenheit einzutauchen und den überraschendsten
Sommer ihres Lebens zu verbringen ...



UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Anne Sanders

Sommer in St. Ives

Roman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-7645-0546-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2016

Alte Liebe. Neues Glück. Und ein verrückter Sommer in Cornwall ...

Lola Lessing stehen turbulente Wochen bevor: Gemeinsam mit ihren Eltern und ihren Geschwistern reist die junge Frau nach Cornwall, um ihrer Großmutter Elvira einen letzten Wunsch zu erfüllen. Denn Elvira möchte ihre Lieben noch einmal um sich haben, und zwar in dem charmanten Fischerdorf St. Ives, wo sie den glücklichsten Sommer ihres Lebens verbrachte. Niemand ahnt, dass Elvira hier einst ihre große Liebe gefunden hatte — und dass die ganze Familie kurz davor steht, in Elviras geheimnisvolle Vergangenheit einzutauchen und den überraschendsten Sommer ihres Lebens zu verbringen ...